

Walther Rehm

13. 11. 1901–6. 12. 1963

Viel zu früh hat der Tod Walther Rehm aus Leben, Schaffen und Wirken gerissen. Der 1901 in Erlangen Geborene fand, nach Schuljahren bis 1918 in Straßburg und dem Abitur 1919 in München, mit dem Studium in München aber ohne Lehrer im eigentlichen Sinn das Feld breiter Interessen, das er dann zu jener Einheit auf- und ausbaute, die jetzt abgeschlossen und vollendet vor uns liegt: deutsche Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Literaturbegegnungen von der Antike bis zu Kierkegaard und Dostojewski, Kunstgeschichte, Kulturgeschichte, Philosophiegeschichte, alles in allem: philosophische Grundfragen des Menschseins. 1923 promovierte er, 1928 habilitierte er sich in München. 1938 ging er als Ordinarius nach Gießen, 1943 nach Freiburg.

Es bezeichnet den Rang der Persönlichkeit und damit schon der Arbeiten Walther Rehms, daß sie früh generalisierende Beachtung auf sich zogen, mit methodischen Schlagworten zu fassen – wohl auch abzutun – versucht wurden: letzte Phase der „Geistesgeschichte“ von Dilthey her, späte „Problemgeschichte“ im Sinn Rudolf Ungers, „philosophische Literaturgeschichte“, wie sie Rehm aus Heinrich Wölfflins literaturhistorischen Versuchen zi-

tierte und rühmte (SB der Bayer. Akademie der Wissenschaften 1960), als „Gefühls“- und „Seelengeschichte“, auf die er in Vorreden sich selbst bezieht. Es bestätigt sich darin zwar der noch immer psychologische Methodenhorizont, den schon Diltheys „Geistesgeschichte“ wie Wölfflins „Stilgeschichte“ mehr oder weniger bewußt bekennen. Und man könnte dazu auch noch aufrechnen, daß Walther Rehm in keinem Buch, keinem Aufsatz dem Trott einer bloß historischen oder modisch abstrahierenden Literaturgeschichte sich ausliefert: immer zielt er bei ganz souverän kombinierendem Verfügungen über Fakten aller Art auf einen menschlichen Grundgedanken.

Aber die methodischen Schlagworte fassen die Leistung zu kurz, zu eng. Was Walther Rehm suchte, und fand, war nicht methodische Abstraktion, welcher Art, alt oder neu, auch immer. Es waren Grundfragen des Menschseins, aber zum Hineinführen in ein Werk, ein Oeuvre, oder in Gruppen von solchen aus Längs- oder Querschnitten, die sich eben um die Frage herum erst bildeten. Darum konnte er auch auf routinemäßige Rundum-Interpretationen verzichten, blieben ihm Formfragen der Dichtung nur im äußerlichen Sinn beiseite, weil sein Fragen die Werke als Ganze, als Einheit gleichsam nach innen durchsichtiger machte, sie verband zu Ketten verwandter und doch sich wandelnder Gestalt-Aussage über unser Sein. Seine Fragen waren philosophisch, aber in dem höchst legitimen Sinn, daß die philologischen Mittel des Literarhistorikers, über die er vom Edieren bis zur Wortgeschichte gründlich verfügte und die er wo nötig erbittert für sich verteidigte – daß diese philologischen Mittel jederzeit „philosophisch“ auf ihren allgemeinen, ihren humanen Erkenntniswert mitgeprüft und methodisch auf die spezifische Problemsituation hingelenkt wurden. In diesem Sinn ist hier der Psychologismus von Dilthey und Wölfflin her überschritten nicht durch Über-, sondern durch Unterbietung. Da der Gedanke, das „Problem“, nur durch streng belegte Fakten ausgedrückt und im Fortgang von Faktum zu Faktum als Netz von Beziehungen und Variationen belegt wird, bleibt er immer kurz vor der Abstraktion, psychologisch oder logisch, stehen, bleibt im Stoff lebendig, indem er den Stoff belebt. In diesem Betracht sind seine Werke, ob Buch oder Aufsatz, ob Durchblick oder Einzelinterpretation, immer gleich angelegt, sind

methodisch von gleicher wissenschaftlicher Gattung. Das gibt ihnen den immer festen Gang bei großem Atem.

Darum kann man auch nicht sein Schaffen auf feste Themenkreise einengen. Gewiße lassen sich drei bevorzugte thematische Bereiche auffinden, die freilich auch vielfach ineinandergreifen. Erstens die Begegnung der deutschen Literatur mit der Antike und ihrem Erbe: dies Thema schlägt schon die Dissertation über das Renaissancebild in der deutschen Dichtung (1924) an; dann die Bücher und Aufsätze um Jacob Burckhardt von 1930 bis 1960; Untergang Roms 1930 und Europäische Romdichtung 1939; „Griechentum und Goethezeit“ 1936; die Aufsatzsammlung mit dem Titelaufsatz „Götterstille und Göttertrauer“ 1951; die Winkelmann-Editionen und -Arbeiten 1948 bis 1957. Der zweite Themenkreis: Todesgedanke, Todeserlebnis, seit der Habilitationsschrift „Der Todesgedanke in der deutschen Literatur“ (1928) vertieft ins Problem des dichterischen Totenkults bei Novalis, Hölderlin, Rilke in „Orpheus“ (1950.) Der dritte: „Experimentum medietatis“ (1947), das Problem vom Glauben im Unglauben, das auch das Kierkegaard-Buch von 1949 trägt.

Aber diese Themenkreise erschöpfen nicht den Umkreis der Stoffe und Probleme im Schaffen Walther Rehms – wieviele Arbeiten sind einfach von den „Begegnungen und Problemen“ (Titel seiner zweiten Aufsatzsammlung 1957) geführt, letztlich vom glücklichen nachdenklichen Genießen, vom Genießen des Erfühlens und Nachdenkens. Es gelingt Walther Rehm gleichermaßen gegenüber Klassik wie Romantik. Dahin gehören dann auch die Arbeiten so vergnügten Themas wie „Jean Pauls vergnügtes Notenleben oder Notenmacher und Notenleser“ (Schillerjahrbuch 1959) oder „Rumohrs Geist der Kochkunst und der Geist der Goethezeit“ (1959), dieses im Sonderdruck den Frauen der befreundeten Kollegen überreicht „zur strengen Beachtung“, beide das Dargestellte und die Darstellung von Grund auf ineinander spiegelnd. Es ist hier nicht der Ort, die Vielfalt des Schaffens Walther Rehms auszuschöpfen, nicht einmal, alles anzuführen. Ein letzter Band gesammelter Aufsätze, der noch 1964 unter dem Titel „Späte Studien“ erscheinen wird, bringt zum Schluß eine vollständige Bibliographie.

Noch weniger bezeichnen diese Themenkreise, die eher Zeichen des unermüdlichen Aufnehmens einmal geknüpfter Fäden sind, Ziel und Leistung des Schaffens von Walther Rehm. So wenig er sich an einer Schule orientieren konnte, so wenig orientierten sich seine Themen an gängigen literarhistorischen Fragestellungen. Eher lassen sich Anregungen aus Nachbarfächern erspüren wie etwa bei dem Thema des Rom-Gedankens. Immer aber treibt ihn zutiefst und immer wieder neu die Suche nach der verbindlichen Frage, dem – wie er freilich kaum sagte – „existenziellen“ Zwang der dichterischen Aussage. So liegt im Grund keine Vielfalt der Themen, sondern diese eine Frage. Walther Rehm hat sie freilich nicht und nirgend in ein leicht zu handhabendes Abstractum verwandelt. Sie stand ihm in der Verantwortung des Historikers und Philologen vor den Nuancen. Das ist vielleicht die eigentliche, nie zu verlierende Frucht seines Lebens, Schaffens und Wirkens.

Hugo Kuhn